

Kirchen in der Gesellschaft: Gestern – Heute – Morgen

Welche Zukunftsvisionen haben die christlichen Kirchen? Die Beiträge zeigten: Es geht nicht darum, Massnahmepläne umzusetzen, sondern um Selbstbesinnung und -vergewisserung, damit Kirchen mehr bleiben als blosse Dienstleistungsbetriebe.

Prof. Dr. David Plüss vom Institut für Praktische Theologie der Universität Bern führte in das Thema «Kirchen in der Gesellschaft» ein, indem er das komplexe Verhältnis von Kirche und Gesellschaft beleuchtete und auf die lange Tradition von Visionen in christlichen Kirchen hinwies.

Verhältnis von Kirchen und Gesellschaft

«Das Verhältnis von Kirchen und Gesellschaft verändert sich derzeit, und zwar dramatisch und rasant», führte Prof. Dr. David Plüss vom Institut für Praktische Theologie der Universität Bern in das Thema «Kirchen in der Gesellschaft» ein. Und präzierte: «Dieses Verhältnis scheint wie eine Ehe, die in die Krise geraten ist». Die Krise würde von beiden Partnern wahrgenommen, aber eine Scheidung könne keine Option sein. Eine Trennung von Kirchen und Staat sei möglich, nicht aber eine Trennung von Kirchen und Gesellschaft. Denn «die Kirchen sind schon immer Teil der Gesellschaft gewesen», begründete Plüss die Unmöglichkeit einer Scheidung von Kirche und Gesellschaft.

Verhältnis von Religion und Gesellschaft

Nach dem Soziologen Niklas Luhmann besteht eine Gesellschaft aus vielen Teilsystemen. Im Mittelalter hätte die Kirche in Europa noch alle Lebensbereiche durchdrungen: Medizin, Erziehung, Wissenschaft, Wirtschaft, Religion, etc., erläuterte der Professor. In der Zeit der Aufklärung habe der Wirkungsbereich der Kirchen zu schmelzen begonnen und es hätten sich immer deutlicher die oben aufgezählten Teilsysteme herausgebildet. Auch der französische Soziologe Émile Durkheim dachte über das Verhältnis von Gesellschaft und Religion nach. Durkheim sei 1912 zum Schluss gekommen, «dass Religion und Gesellschaft aufs Engste zusammenhängen», erklärte David Plüss. Religion sei für Durkheim ein metaphorisches Spiegelbild der Gesellschaft und für deren Zusammenhalt zuständig. Für Ernst Troeltsch, einen deutschen protestantischen Theologen, «ist Religion mehr als eine gesellschaftliche Funktion, die diese zusammenhält und legitimiert», erörterte der Referent. Laut Troeltsch manifestiert sich Religion in verschiedenen sozialen Gestalten, die sich in drei Grundtypen unterscheiden lassen: die Kirche, die Sekte und die Mystik. «Der grösste Unterschied zu 1912 besteht darin, dass Religion (in Europa) nicht mehr mit Christentum gleichgesetzt werden kann», fügte David Plüss an.

Zukunftsvisionen der Kirchen?

Eine visionsfreie Welt drifte in Nihilismus ab, gab sich der Theologe überzeugt und betonte: «Kirchen als glaubensdurchwirkte Institutionen sind mehr als nur Dienstleistungsbetriebe, ausgestattet mit einem modernen Qualitätsmanagement». Es sei wichtig, dass Kirchen Visionen entwickelten und diejenigen der christlichen Kirchen würden historisch sehr weit zurückreichen: «Es sind Visionen, die im Gestern wurzeln und heute erzählt und zur Aufführung gebracht werden, um das Morgen zu humanisieren!»

Zukunftsvisionen aus reformierter Sicht

Mit acht Gottesdiensten, einem Kirchenrisotto und dem Visionsfest auf dem Bundesplatz feierten die bernischen reformierten Kirchen am 10. September 2017 ihre «Vision Kirche 2021». Es sei das bisher grösste Fest der reformierten Kirche Bern gewesen, erinnerte sich **Prof. Dr. Matthias Zeindler** vom Institut für Systematische Theologie der Universität Bern.

Am Anfang waren die Fragen

Ihren Ausgang nahm die Vision in der Wintersynode 2013. Damals sei die Motion «Kirche 21 – gemeinsam Zukunft gestalten» einstimmig angenommen worden. Auf welche Fragen diese Zukunftsvision überhaupt eine Antwort geben sollte, wurde 2015 im Rahmen von 15 Konferenzen unter dem Stichwort «Fragen stellen» eruiert und führte zu einer Fülle von nicht weniger als 5746 Fragen. Daraus seien die folgenden Leitsätze der Vision Kirche 21 entwickelt worden:

Von Gott bewegt. Den Menschen verpflichtet:
Auf die Bibel hören – nach den Menschen fragen.
Vielfältig glauben – Profil zeigen.
Offen für alle – solidarisch mit den Leidenden.
Die Einzelnen stärken – Gemeinschaft suchen.
Bewährtes pflegen – Räume öffnen.
Vor Ort präsent – die Welt im Blick.
Die Gegenwart gestalten – auf Gottes Zukunft setzen.

Vier reformierte Dimensionen

Die Vision sei in einem basisorientierten Prozess entstanden. «Das ist ein reformierter Weg», bemerkte Zeindler zufrieden. Dieser reformierte Weg spiegele sich auch im Ergebnis. So seien im Gewebe des Textes vier Fäden eingewoben: *Der volkskirchliche Faden* stehe für den aktiven Umgang mit kirchlichen Spannungen. Der aktive und bewusste Umgang damit – beispielsweise zwischen Offenheit und Abgrenzung oder zwischen formeller Mitgliedschaft und gelebter Nachfolge – gehöre zum Selbstverständnis der Volkskirche. «Da wird dann auch gleich evident, warum diese Leitsätze ebenfalls in Form von Spannungsfeldern formuliert sind.»

Der reformatorische Faden: «Reformatorisch würde ich theologisch bestimmen als eine bestimmte Weise, wie das Verhältnis Gott-Mensch verstanden wird.» Dabei stünde das Handeln Gottes vor dem menschlichen Handeln. Hier gebe es zwei Lesarten, so Zeindler: Zum einen seien *wir* von Gott bewegt und lebten als glaubende Menschen. Zum anderen bewege Gott in seinem Handeln *uns*.

Der biblische Faden: Hier verwies der Theologe auf die Konzentration auf die Bibel als Grundlage der Kirche. Bibelkundige würden sofort merken, dass es in der Vision sehr viele biblische Bezüge gebe.

Der gesellschaftliche Faden: Schliesslich bezögen sich die Leitsätze auf die Gesellschaft, was sich bereits im Titel mit dem Ausdruck «Den Menschen verpflichtet» niederschläge.

Der Gedankenstrich als Aufforderung zum eigenständigen Denken

Besonders am Herzen lag Matthias Zeindler ein eher unscheinbarer Teil der Leitsätze: Der Gedankenstrich. «Er zeigt eine Verbindung an, aber er definiert nicht, wie diese Verbindung zu verstehen ist.» Sie immer wieder neu zu bestimmen sei Aufgabe sowohl der Individuen als auch der Gemeinde und der Kirche. «Der Gedankenstrich ermuntert uns, selbst zu denken.» Er nehme uns ernst als mündige Christenmenschen und weise nicht auf eine «triviale Wahlfreiheit» hin, sondern auf christliche Freiheit als einer Freiheit in der Verantwortung.

Die Vision sei auch nicht als Massnahmeplan zu verstehen, betonte Zeindler. «Sie gibt eben nicht Auskunft darüber, ob man die Pfarrhäuser jetzt verkaufen soll oder nicht, sondern es ist ein Ruf zur Selbstbesinnung, zur Bewusstwerdung dessen, was uns als Kirche ausmacht.» Mit der Vision Kirche 2021 hätten die Angehörigen der Kirchen Bern-Jura-Solothurn bekräftigt, wie sie Kirche sein wollten: Die Offenheit zur Gesellschaft erhalten, den Bibelbezug nicht aufgeben.

Ein gemeinsamer Suchprozess

«Jetzt sagt uns doch, wie wir das umsetzen sollen!» Mit dieser Forderung sei die Kirchenleitung oft konfrontiert gewesen. Da sei etwas Entscheidendes der Vision noch nicht angekommen, so der Referent, denn darum gehe es gerade eben nicht. Die Vision sei in einem gemeinsamen Prozess entstanden. In derselben Weise müsse auch die Umsetzung erfolgen, betonte er. «Wenn Gemeinden heute noch ratlos sind, dann begeben wir uns gemeinsam in einen Suchprozess, wo wir Antworten zu finden hoffen.»

In vielen Gemeinden sei man bereits sehr aktiv mit der Umsetzung beschäftigt. Matthias Zeindler endete mit einem Aufruf zur langfristigen Ausrichtung der Vision ohne Hektik: «Nicht schnelle Resultate sind gefragt, sondern langfristig mit der Vision unterwegs zu sein, sie zu bekräftigen und zu merken, dass sie sich nach wie vor bewähre.»

Zukunftsvisionen einer Minderheitskirche

«War da noch wer? Aber ja, die Christkatholiken. Sie gehen in der Diskussion um Kirche-im-Heute-Sein leicht vergessen.» Prof. Dr. Angela Berlis vom Institut für Christkatholische Theologie der Universität Bern nahm dieses Zitat von Alt-Bischof Fritz-René Müller als Ausgangspunkt für ihren Beitrag. Müller habe gefordert, die Zukunft zu gestalten und vorwärts zu schauen. Der Zukunft widmete auch Berlis einen Teil ihrer Ausführungen, doch zuerst blickte sie zurück zu den Anfängen der Christkatholischen Kirche der Schweiz.

Als der Papst unfehlbar wurde

Im Ersten Vatikanischen Konzil 1870 liess sich Papst Pius IX für unfehlbar erklären. Diese Machtdemonstration sei vor allem bei liberal gesinnten Katholikinnen und Katholiken auf Widerstand gestossen. «In der Argumentation gegen die Stellung des Papstes spielten sowohl staatsbürgerlich-politische als auch kirchlich-religiöse Argumente

eine wichtige Rolle.» Als eine Folge dieser Auseinandersetzungen sei 1871 der schweizerische Verein freisinniger Katholiken entstanden. Dieser habe eine katholische Kirche propagiert, die nicht der päpstlichen Rechtsprechung unterstehe, von einem Bischof geleitet werde und synodal organisiert sei. «Das christkatholische Ideal von Kirche-Sein war damals noch stark aus der Abgrenzung gegen das römische, als zentralistisch erfahrene System formuliert worden. Diese Abgrenzung hat die christkatholische Kirche lange Zeit geprägt», so Berlis. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten sei als populäre christkatholische Selbstbeschreibung zu hören gewesen, «wir haben keinen Papst, wir haben keine Maria, wir haben keine Heiligen...». Diese negative Identität sei inzwischen Vergangenheit, betonte die Theologin. Viele Menschen in der heutigen Gesellschaft würden solche feinen Unterschiede gar nicht mehr kennen und auf Liturgie, Spiritualität oder diakonische Aktivität schauen.

Die christkatholische Kirche als Minderheitskirche und dritte Landeskirche

Die Mitgliederzahlen verdeutlichten, dass die christkatholische Kirche seit ihren Anfängen eine Minderheitskirche war. Ihre Zahl sank von 46'000 im Jahr 1877 auf aktuell ungefähr 12'000 Kirchenangehörige. «Die Kleinheit der christkatholischen Kirche bringt mit sich, dass Christkatholiken oft erklären müssen, wofür das Christkatholische steht.»

Doch ungeachtet ihres Minderheitenstatus' habe sich die christkatholische Kirche bereits im 19. Jahrhundert als Volkskirche und als dritte Landeskirche etablieren können. «Dies gesellschaftspolitische Bedeutung der altkatholischen Bewegung im Kulturkampf und die Konzentration auf bestimmte Regionen machte dies möglich.» Die Anerkennung als Landeskirche sei für die christkatholische Kirche sehr wichtig, betonte Angela Berlis. «Historisch gesehen bedeutete dieser Status den Schutz durch den Staat im 19. Jahrhundert und die Möglichkeit, sich selbst zu organisieren als Katholiken, die nicht in Übereinstimmung mit dem Papst katholisch sein wollten.» Er habe weiter ermöglicht, sich neben der viel grösseren römisch-katholischen Kirche zu etablieren und sich gegen die Einordnung als Sekte zu wehren: «Der Status als Landeskirche bedeutet auch Anerkennung nicht nur seitens des Staats, sondern auch in der weiteren Gesellschaft. Wir werden oft gefragt, ob wir eine Sekte seien. Dann ist der Status hilfreich, um zu sagen, nein, wir sind keine Sekte.»

Prozess der Selbstvergewisserung

«Die christkatholische Kirche hat ihren Mitgliedern nie Vorschriften zur Wahl der Konfession bei einer Heirat oder bei der Taufe von Kindern gemacht.» So hätten beispielsweise Kirchenmitglieder ihre Kinder oft nicht christkatholisch taufen lassen, wenn sie in einem nicht-christkatholischen Umfeld wohnten. Weiter seien konfessionelle Grenzen und Unterscheidungen im Zeitalter der Ökumene weniger wichtig geworden. «Man könnte vorsichtig sagen, dass die christkatholische Kirche hier Opfer ihres eigenen Erfolges wurde – der Liberalität und der ökumenischen Offenheit», folgerte Berlis. Hinzu komme, dass der Gedanke von Evangelisierung und Mission der bürgerlich und freisinnig geprägten Kirche stets fremd geblieben sei.

Die Veränderung der religiösen Landschaft und die Fragen nach dem Verhältnis zwischen Kirchen und Gesellschaft führten aber unweigerlich zu Veränderungen im Innern der Kirchen. «Es ist eindeutig, dass sich die christkatholische Kirche derzeit in einem Prozess der Selbstvergewisserung befindet.»

Viele hätten sich im 19. Jahrhundert aus einem politischen Bewusstsein heraus dem Christkatholizismus angeschlossen und im 20. Jahrhundert hätten sich viele Christkatholikinnen für das Frauenstimmrecht engagiert. Dieses politische Verantwortungsbewusstsein sei heute Erbe und bleibende Verantwortung – «auch in einer kleiner gewordenen Kirche», betonte Angela Berlis. Daraus resultiere das Bewusstsein, dass die Kirchen – unabhängig von ihrer zahlenmässigen Grösse – als gestaltende und meinungsbildende Kräfte in der Gesellschaft ihren Platz hätten und dass die Gesellschaft Raum für verschiedene Religionsgemeinschaften bieten müsse.

Zukunftsvisionen ohne Vergangenheitsbeschwörung

«Wir wissen heute, dass die Säkularisierungstheorie nicht in der gleichen Weise eintrifft und zutrifft, wie noch vor wenigen Jahrzehnten angenommen wurde.» Kirchen und Religionsgemeinschaften fänden Wege, sich neu zu positionieren und zu erfinden. Dafür seien Kenntnis der eigenen Geschichte und Tradition essentiell. Das bedeute keine Vergangenheitsbeschwörung, sondern dasjenige mitzunehmen, «was uns aus der Vergangenheit und der Tradition wertvoll ist». Dazu gehöre auch das Wissen um die Freiheit als Christenmenschen, die es immer wieder neu zu lernen gelte, nicht als «Freiheit von» sondern als «Freiheit zu» (... etwa zu Verantwortung). Dass die christkatholische Kirche ihre Erfahrung als kleine Kirche in das Nachdenken über Zukunft einbringen könne, davon war Angela Berlis überzeugt: «Wir wissen, was es heisst, eine Minderheit zu sein, wir wissen auch, was es heisst, Ängste um die Zukunft zu haben.» Dieses Wissen wolle die christkatholische Kirche einbringen in die Zukunftsvision von Kirche-Sein. «Die zukünftige Vision von Kirche-Sein muss tatsächlich nicht nur eine Kirche, sondern alle unsere Kirchen umfassen.

Zukunftsvisionen sind geprägt von der Wahrnehmung der Gegenwart

Dr. Daniel Kosch, Generalsekretär der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz der Schweiz knüpfte an die Vorredner und die Vorrednerin an: «Jede Zukunftsvision entsteht in einer bestimmten Gegenwartssituation und ist davon mitgeprägt, wie der Visionär, die Visionärin die Erfahrung und Entwicklung versteht, die zu dieser Gegenwart geführt haben.» Diese gegenwartsbezogene Funktion von Visionen zeige auch ein Blick in die Bibel, beispielsweise wenn Johannes der Täufer predige: «...es ist schon die Axt an die Wurzeln der Bäume gelegt; jeder Baum, der keine gute Frucht hervorbringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen» (Mt. 3, 10/Lk 3,9). Die Botschaft dieses Satzes bedeute: Nur, wenn die Angesprochenen ihr Verhalten änderten, wenn sie ihr Herz Gott öffneten, würde ihr Baum Früchte tragen und nicht gefällt werden, erläuterte der Theologe. Aus gleicher Zeit sei auch eine andere Vision überliefert: «... und es wuchs und wurde ein grosser Baum und die Vögel des Himmels wohnten in seinen Zweigen» (Mt 13,32/MK 4,30-32). Hier habe Jesus über das Reich Gottes gesprochen, das einem Senfkorn gleiche und obwohl es der kleinste Samen gewesen sei, sei daraus ein grosser Baum gewachsen.

Wandel in der Wahrnehmung der Rolle der Kirchen in der Gesellschaft

Die Rollen der Kirchen in der Gesellschaft wandelten sich und würden unterschiedlich beurteilt: Die einen schätzten die Vermittlung von Werten als Orientierungshilfe und das gesamtgesellschaftliche Engagement, die anderen erinnerten an das Gewaltpotential und an Konflikte, die ihre Ursprünge in religiösen Absolutheitsansprüchen hätten. Auch aus den eigenen Reihen würden kritische Worte laut: Es werde der Verdacht geäussert, «das Christentum antworte auf die Nöte und Ängste der Menschen nur noch mit verbrauchten Geheimnissen», so Daniel Kosch.

Dass die Anzahl Mitglieder anhaltend rückläufig sei, würde die Situation der Kirchen zusätzlich stark belasten. Die Grosskirchen der Schweiz, denen im Jahr 1910 98% und im Jahr 1970 noch 95% der Bevölkerung angehörten, kämen heute noch auf einen Anteil von knapp 60%, in einigen Schweizer Städten sei der Anteil bereits unter die Hälfte gesunken. Ein Drittel der römisch-katholischen Kirchenmitglieder hätten Migrationshintergrund, dadurch andere Erfahrungen, setzten andere Schwerpunkte und entwickelten andere theologische Interpretationen. Durch die zugewanderten Mitglieder werde die schweizerische römisch-katholische Kirchenlandschaft zwar zahlenmässig grösser, lebendiger und bunter, sei aber auch stärkeren internen Spannungen ausgesetzt.

Glaubensschwäche und Identitätsverlust

Der Glaube an Gott gerate teilweise in den Hintergrund der kirchlichen Aktivitäten oder werde ganz aufgegeben, bedauerte der Theologe und führte weiter aus: «Wenn der Eindruck entsteht, dass Gott nicht mehr notwendig ist, braucht es keine Kirchen mehr». Heute sei das Christentum, ähnlich den alten majestätischen Ruinen, die als Steinbruch zur Errichtung neuer Gebäude dienten, für unsere Gesellschaft zum Lieferanten eines Vokabulars, eines Schatzes an Symbolen, Zeichen und Praktiken geworden, die anderswo neue Verwendung fänden. Jeder könne auf seine Weise Gebrauch davon machen, ohne dass christliche Autoritäten ihre Verwendung und ihre Verteilung steuern oder ihrerseits den Sinngehalt definieren könnten. Damit verliere das Christentum seine Identität.

«Die römisch-katholische Kirche muss sich neu positionieren»

Zudem leide die römisch-katholische Kirche unter einem katastrophalen Glaubwürdigkeitsverlust vorwiegend ausgelöst durch den Missbrauch von Vertrauen und Macht, der zur Zerstörung unzähliger Biografien meist junger Menschen geführt hat. In Frage gestellt sei nicht nur die moralische Integrität, sondern die römisch-katholische Kirche müsse auch zum Umgang mit dem Ausschluss von Frauen aus dem Pfarrberuf, den unklar definierten Rollen von Laienmitarbeitenden und dem Zölibat neu Stellung beziehen. Ein reformorientiertes Lager fordere zudem, dass die römisch-katholische Kirche den Klerikalismus überwinde: «Noch komplizierter wird die Situation dadurch, dass auch jene, die wie Papst Franziskus und andere Bischöfe den Klerikalismus überwinden wollen, nicht nur Teil, sondern auch Nutzniesser des klerikalen Systems sind. Sie äussern und verhalten sich deshalb manchmal selbstwidersprüchlich und das macht die Situation schwierig und unübersichtlich», gab Kosch zu Bedenken.

Die Strukturen für gesamtgesellschaftliches Engagement seien sehr wichtig und förderungswürdig. «Aber wenn die Kirchen ihre Daseinsberechtigung primär von der Rolle als gesamtgesellschaftliche Akteure herleiten, sind sie in Gefahr, sich selbst zu säkularisieren», betonte der Generalsekretär.

Versuch einer Zukunftsvision

In dieser Situation eine Zukunftsvision zu entwickeln sei nicht einfach. Die christlichen Kirchen könnten ihre Identität nur bewahren, wenn sie das Doppelgebot nicht aus den Augen verlören: «Du sollst lieben deinen Herrn und Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte und du sollst deinen nächsten lieben wie dich selbst» (Mt 22, 37+39/Mk 12,31/Lk 10,27). «Könnte das eine Art Zukunftsvision sein?», fragte der Referent und formulierte zum Schluss seine Zukunftsvision: «Eine Kirche, die sich ganz und gar diesem Doppelgebot verschreibt und auch Ernst macht mit dem Nachsatz Jesu: kein anderes Gebot ist grösser als diese beiden».

Was bringt die Kirche der Gesellschaft?

Sie freue sich, einen Beitrag leisten zu dürfen, betonte SP-Grossrätin **Ursula Marti**. «Einen Beitrag aus der Sicht einer Politikerin, die die Kirche schätzt, einigermassen vertraut mit ihr ist, aber auch immer wieder kritisch hinschaut.» Als Politikerin sei sie sich gewohnt, zuerst jeweils die gesetzlichen Grundlagen zu sichten. Der Staat anerkenne die «gesamtgemeinschaftliche Bedeutung» der Kirchen ausdrücklich, und zwar in Artikel 3 des Landeskirchengesetzes. In Artikel 31, Ziffer 2, würden die Leistungen im gesamtgemeinschaftlichen Interesse sodann konkretisiert und reichen von Kinder- und Jugendarbeit bis hin zu Seelsorge. «Der Staat anerkennt also den gesellschaftlichen Nutzen der Kirchen, setzt dafür Steuergelder ein und definiert konkret, in welchen Bereichen die Kirchen die Gelder einsetzen sollen. Eine klare Mehrheit der Politik trägt dies heute mit.» Die Frage sei nun aber, ob die Kirche auch halte, was sie verspreche. «Welchen Mehrwert erbringen sie?», fragte die Politikerin.

Mehrwert für die Gesellschaft

Eine Auslegeordnung hierzu liege seit 2014 in Form einer Studie vor. Mehr als 90 Prozent der Kirchgemeinden hätten damals bei der Erhebung im Auftrag der Politik mitgemacht. «Man könnte stundenlang über die Leistungen sprechen», betonte Ursula Marti. Es sei Beratung in allen Lebenslagen, praktische Lebenshilfe bei Sinnfragen, zur Bewältigung von Krisen, bei Arbeitslosigkeit, zur Integration, bei Einsamkeit und Armut. Es gehe um Hilfe für Menschen, die sonst durch die Maschen fielen. Um Freizeitgestaltung für Kinder, Jugendliche und Seniorinnen und Senioren, um theologische und spirituelle Angebote, um Seelsorge in Spitälern und Gefängnissen und so weiter. Die Vielfalt sei riesig. «Die Leistungen der Kirche für die Gesellschaft sind für mich wie eine grosse Schatztruhe. Sie ist geöffnet, man darf sich daraus etwas herausnehmen, es nutzen, Hilfe annehmen. Aber man darf auch selber etwas hineinlegen. Vieles basiert ja auf Freiwilligenarbeit und gemeinsamem Engagement.»

Zu diesen Leistungen für die Gesellschaft kämen die kultischen Handlungen hinzu, betonte Grossrätin Marti. Gottesdienste und Kasualhandlungen würden nicht als gesamtgemeinschaftliche Leistungen verstanden und seien im Gesetz auch nicht erfasst. Der Staat sehe sie als Dienstleistungen der Kirchen für ihre Mitglieder – nicht für die Gesamtgesellschaft. Der Staat unterscheide klar die beiden Säulen gesellschaftliche und kultische Tätigkeiten der Kirche. «Ich bin aber überzeugt, dass auch die kultischen Tätigkeiten eine nicht unwesentliche gesellschaftliche Bedeutung haben», unterstrich Marti mit Hinweis auf die Lebensetappen oder das Kirchenjahr. Hier gehe es um besondere Rituale, die tief in unserer Gesellschaft verankert seien und auch kirchenfernen Menschen in besonderen Situationen Halt, Besinnlichkeit, Spiritualität und Trost böten.

Freiwilligenarbeit verdoppelt die geleisteten Stunden

Und die Zahlen? Bei der evangelisch-reformierten Kirche würden gemäss Studie rund 1 Million bezahlter Arbeitsstunden im Jahr geleistet. In der deutlich kleineren katholischen Kirche seien es rund 260'000 Stunden. Grob die Hälfte dieser Stunden falle im gesellschaftlichen Teil an. Hinzu kämen die unbezahlten Arbeitsstunden: rund 900'000 in der reformierten Kirche, rund 360'000 Stunden in der katholischen Kirche pro Jahr. «Mit Hilfe der Freiwilligen verdoppeln sich also die Zahlen der geleisteten Stunden. Ich finde das eindrücklich», anerkannte die Politikerin. Mit Blick auf die Kosten stellte Ursula Marti fest, dass der Wert der durch die reformierte und katholische Kirche erbrachten gesellschaftlichen Leistungen die öffentliche Finanzierung überträfen. «Fazit: Die monetäre Bilanz ist positiv – ohne dass die Kasualien eingerechnet wären.»

Kirche und Gesellschaft – gemeinsam weiter?

Die Entflechtung von Kirche und Staat werde sich fortsetzen, gab sich Grossrätin Ursula Marti überzeugt. «Der Staat regelt immer noch erstaunlich viel. Die Entkoppelung wird aber weiter gehen, kontinuierlich, nicht abrupt.» Das habe auch mit dem Sparkurs des Staates zu tun. Sodann werde auch die Kirchensteuer für juristische Personen immer neu hinterfragt. «Und diese Einnahmen betreffen die gesellschaftlichen Leistungen der Kirchen». Ein wichtiges Thema sei sodann die Anerkennung weiterer Religionen. «Meiner Meinung nach ist es angezeigt, dass der Staat weitere Religionen anerkennt und gesellschaftlich einbindet.» Wichtig sei dabei aber die Ausbildung der Geistlichen; die Einhaltung demokratischer Strukturen, der Menschenrechte sowie der Staatsverfassung. «Die Gleichstellung der Frauen ist sodann ein ungelöstes Problem. Ich denke dabei an die römisch-katholische Kirche, die als Landeskirche eine Vorbildrolle einnehmen müsste, was sie in meinen Augen klar nicht tut.» Dazu gehörten auch andere Diskriminierungen, jene von Geschiedenen oder von homosexuellen Personen. «Ich bin dankbar, wenn ich höre, dass es reformfreundige Personen gibt» betonte Grossrätin Marti, sie wünsche diesen, «dass sie etwas bewirken können.» Ansonsten werde der Riss in der Gesellschaft in diesen Fragen grösser. Das Bedürfnis nach Gemeinschaft, Sinnfindung und Spiritualität der Menschen bleibe erhalten, gab sich Ursula Marti zum Abschluss überzeugt: «Die Kirche hat hier Angebote. Sie muss aber mit der Gesellschaft wachsen und sich weiterentwickeln.»